

Fragmente einer Geschichte des Individuums und seiner Identität

Ein erster Entwurf zur Diskussion bestimmt und Ausgestaltung

*"Wandel der Werte – das ist Wandel der
Schaffenden.*

*Immer vernichtet, wer ein Schöpfer sein muß.
Schaffende waren erst Völker, und spät erst*

*Einzelne;
wahrlich, der Einzelne selber ist noch
die jüngste Schöpfung."*

Also sprach Zarathustra

Eine Definition des Begriffs *Identität* schließt ein immer auch die Frage nach dem Menschenbild, nach der Sicht des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft. Damit weist die Identität dem Individuum einen festen Platz zu innerhalb eines Sozialgefüges/-systems.

Dieser Umstand macht zugleich die Schwierigkeit aus, Identität im Wandel der Zeiten aus der Geschichte herauszufiltern. Immer ist sogleich wieder da die Wahrnehmung der Natur, die Organisation des Staates (hier: *polit.* Ordnung), das Verhältnis zwischen Einzelnen und Nationen, die Aufteilung des Menschen in verschiedene Tugenden / Eigenschaften/ Wesensarten etc. pp.

Daher hier auch nur Versuch, ausschließlich im Rahmen unseres Kulturkreises – d.h. unter Ausklammerung etwa fernöstlicher oder indianischer Philosophien – Fragmente einer möglichen Identität-Geschichte zu sammeln.

Da war das Wort: Philosophie. Und damit verbunden ein weiteres Problem.

Kunde geben von ihrem Lebensgefühl, von ihrer Anschauung der Wirklichkeiten, von ihrer Einordnung in die Welt geben nur die Schriftkundigen, die Dichter, Priester und Philosophen.

Also nur mit dem Vorbehalt, daß die Gedanken der "Gelehrten" Ausdruck sind der Zeit, die sie hervorgebracht hat, nur mit diesem Vorbehalt läßt sich historische Betrachtung rechtfertigen.

„Bei allem, was der Mensch unternimmt“, schreibt Otto Rühle in seiner Illustrierten Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, was er unternimmt, „schafft und denkt, handelt es sich im Tiefsten und Letzten immer um die Sicherung seiner Existenz. Er will mit Nahrung versorgt sein, ein Dach über dem Kopfe haben, Schutz genießen vor Frost und Hitze, Krankheit und Gefahren; er will gesund sein, lange und glücklich leben. Sein Leben ist im Grunde nichts anderes als eine unausgesetzte Sicherung und Flucht vor dem Tode. Je schwächer der Mensch bei der Bewältigung all der Schwierigkeiten, Nöte und Gefahren seiner Umwelt ist, desto mehr ist er auf Verbindung mit seinen Mitmenschen angewiesen. Vor die Wahl gestellt, unterzugehen oder sich mit Seinesgleichen zusammenzuschließen, entscheidet er sich für die Gemeinschaft.“

Die „Wahl“, von der Otto Rühle hier sprach, war selbstverständlich keine. Hineingeboren in die aus der Tierherde hervorgegangene Sippe lebte der Mensch sein Leben. Im blutsverwandten Stammesverband herrschte noch das „Kollektivitätsprinzip“, Gleichheit, Solidarität, Gemeinschaftsbesitz, mit anderen Worten: eine gesellschaftliche Sicherung aller durch alle.

Identität-Probleme sind hier noch nicht denkbar; je einfacher die Arbeitsteilung und je minimaler die Aufspaltung des gesellschaftlichen Wissens, desto umfassender und erfolgreicher die Sozialisation. Je weniger Spezialisierung auf einzelne Tätigkeiten vorhanden ist, desto ähnlicher ist das für alle gleiche Lebens-Programm.

Alle möglichen *Rollen* einer Person – Mann/Frau, Bauer/Handwerker, alt/jung, etc.pp. – sind Teil einer Identität und einander gleichberechtigt, d.h. keine ist *eigentlicher* oder *wirklicher* als die andere.

Das archaische Weltbild, mythisch überkommen, gibt allem und jedem seinen sinnvollen Platz. Die Unsicherheit menschlicher Existenz infolge der geringen Gestaltungsmöglichkeiten der Umwelt werden auf diese Weise aufgefangen.

Götter und Pflanzen, Menschen und Tiere, Landschaften und Wetter – sie alle haben ihren Platz, sie alle sind gleichberechtigt nebeneinander.

Jeder ist, wer er ist und sein soll, die Frage: "Wer bin Ich?" kann so nicht auftauchen.

Weiter:

Eben wegen der vergleichsweise geringen Gestaltungsmöglichkeiten der Umwelt bleiben den einzelnen Sippen bei wachsender Größe nur räumliche Ausdehnungen ihres Lebensraumes, in der Folge Kampf und Krieg um Weidegründe. Feindliche Stämme werden besiegt und unterworfen. Die Unterlegenen werden als Arbeitende eingegliedert ins eigene Lebens-System. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen entsteht.

Lange vor unserer Zeitrechnung.

Ein jahrhundertelanger Prozeß, während dem tiefgreifende sozialpsychologische Umstrukturierungen stattfinden – der Mitmensch wird schließlich nicht mehr als durch Abstammung und gemeinsame Interessen Verbündeter erlebt, sondern als potentieller Gegner und Konkurrent. An die Stelle gemeinschaftlicher und solidarischer Existenzsicherung tritt die *Macht*.

Im Wettbewerb um die Macht siegt zunächst – noch im Sinne der Tradition – der Stärkste und Tapferste, da er durch Abwehr und Überwindung der Feinde am meisten zur Existenzsicherung beiträgt.

Aber der Speer ist keine Erklärung der Welt. Zum Starken also kommt der Priester, Repräsentant der Traditionen, der Mythen, Träger, Hort und Lehrer des gesellschaftlichen Wissens, das ja nun schon zerstückelt ist und außer ihm niemand insgesamt erfährt.

Die augenfällige Manifestation der Macht wird der *Besitz*. Das Privateigentum (noch nicht: aller Produktionsmittel) wird so zum folgerichtigen Ergebnis der wirtschaftlichen Entwicklung, zum Produkt der innergesellschaftlichen Arbeitsteilung.

In dieser Situation des latenten Kampfes um Besitz, Macht, Ansehen, der mehr oder (eher:) minder freien Konkurrenz – in letzter Konsequenz um die Möglichkeit zu leben – erscheint der Einzelne als losgelöst von seinen Naturbanden, die ihn zuvor noch zum Bestandteil hatten werden lassen einer jeweils bestimmten und eng umrissenen menschlichen Gemeinschaft.

Die Bezugsgruppen werden anonym, weil größer: Dorf, Herrschaftsgebiet des Fürsten, Staat. Zugleich auch wird der Einzelne ersetzbar. Die Regierung

durch den Starken und den Priester wird langsam selbst zur Tradition, damit ehern. Die ursprüngliche Beziehung kippt um: Dem Starken und dem Priester wird nicht länger die Macht übertragen, weil sie die Existenz der Sippe sichern, vielmehr muß die Sippe arbeiten, um die Macht des Starken und des Priesters zu sichern. Die Person des Kriegers ist dabei ebenso austauschbar wie die des Bauern. Tätigkeit tritt an die Stelle der Persönlichkeit.

Die Identität ist hier ein rechter Wechselbalg: Dem Einzelnen untergeschoben von der Gemeinschaft, nimmt sie sogleich auch Einfluß auf die Gestaltung der Gesellschaft, bewahrend, verändernd, formend. So, wie gesellschaftliche Prozesse, die eine bestimmte Identität herausbilden, historische sind, so wird die Geschichte gemacht von Menschen mit einer bestimmten Identität.

Diese Dialektik ist zudem doppelgesichtig: äußerlich die Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft, innerlich jene zwischen biologischer Grundlage des Einzelnen und den sozialen Rollen-Erwartungen.

Die Identität als Ergebnis dieser mehrfach dialektischen Sozialisation weist sodann dem Einzelnen einen festen und inhaltlich definierten Platz im Sozialsystem zu. Identität ist somit – mindestens *auch* – eine Leistung des Individuums, die fortwährend neu erbracht werden muß.

Der Bauer ist nicht länger Bauer, weil er anbaut, um zu leben, sondern weil er als Anbauender erkannt wird und sich als solchen begreift. Nicht länger ausschließlich Geburt bestimmt Identität, vielmehr nun die Rollen-Zuweisung ver-

mittels des geschilderten dialektischen Prozesses.

Zwei der Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts, Engels mit Namen und Marx, drücken diesen Zusammenhang so aus:

„Es stellt sich (...) heraus, daß die Entwicklung eines Individuums durch die Entwicklung aller anderen, mit denen es in direktem oder indirektem Verkehr steht, bedingt ist, und daß die verschiedenen Generationen von Individuen, die miteinander in Verhältnisse treten, einen Zusammenhang unter sich haben, daß die Späteren in ihrer physischen Existenz durch ihre Vorgänger bedingt sind, die von ihnen akkumulierten Produktivkräfte und Verkehrsformen übernehmen und dadurch in ihren eignen gegenseitigen Verhältnissen bestimmt werden. Kurz, es zeigt sich, daß eine Entwicklung stattfindet und die Geschichte eines einzelnen Individuums keineswegs von der Geschichte der vorhergegangenen und gleichzeitigen Individuen loszureißen ist, sondern von ihr bestimmt wird.“

Trotz Macht, Besitz und Unterwerfung, also trotz partieller Verselbständigung der politischen Organisation gegenüber der kosmischen Ordnung, findet sich noch immer soetwas wie Gruppenidentität.

Der Geltungsbereich der durch den Priester überlieferten Welterklärungsmuster fällt noch auf den Geltungsbereich der Herrschaft des Starken. Religion und Gemeinwesen haben dieselben Grenzen. Welt und Geist sind symbiotisch verbunden.

Langsam freilich werden die Erscheinungen der Natur selbsttätig handelnd unter Kontrolle gebracht. Was zuvor ein Werk der Götter war, ist nun die Folge menschlicher Arbeit. Da ich säe

und dünge, kann ich ernten; nicht mehr, weil die Götter das Getreide wachsen ließen. Die Ahnung um diesen Zusammenhang ist der Boden, auf dem die monotheistischen Religionen entstehen, deren Geltungsbereich allumfassend ist, nicht länger beschränkt von weltlichen Grenzen.

Der Begriff des *Individuums* wurde ursprünglich, in der griechischen und mittelalterlichen Philosophie etwa, nur für das Atom verwendet. In der Folgezeit, zuvörderst in der bürgerlichen Gesellschaft, wird er auch zur Bezeichnung des Einzelmenschen gebraucht.

Die Formung der jeweils konkreten Identität dieses Einzelmenschen vollzieht sich, wie wir gesehen haben, vor allem im materiellen Lebensprozeß, in der Produktionstätigkeit auf der Grundlage der jeweiligen Produktionsverhältnisse, aber auch in seiner praktischen und geistigen Tätigkeit im politischen und kulturellen Leben.

Wenn wir heute von Individuum sprechen, von Individualität und Subjektivität, dann in dem Bewußtsein vom Einzelnen, der, allein, auf sich gestellt und bestenfalls Freunde, dasteht gegen eine prinzipiell feindliche Umwelt. Individuum gegen Gesellschaft. So weit aber bin ich noch nicht.

Im Altertum, bei den vorchristlichen Völkern und vornehmlich im attischen Griechenland – jenem Land und jener Zeit, das und die für eine ganze Epoche – die Renaissance – zur geistigen Fluchtburg wurde und später dann die deutsche Romantik stark beeinflusste –, im Altertum also gilt die Gesellschaft keineswegs als feindlich.

Der Publizist und SPIEGEL-Redakteur Hermann Schreiber begründet das in seiner Studie über Singles damit, daß „es nämlich Individualität in unserem Verstande und vor allem die bewußte Subjektivität allenfalls in Ansätzen gibt. Ganz im Gegenteil gilt das Alleinleben, im Sinne einer sozialen Absonderung, als abstrus. Insofern läßt sich diese Gesellschaft noch als archaisch beschreiben: Menschen leben in Gemeinschaften, Rudeln gleich, und nur diejenigen können überleben, die beim Rudel bleiben. Nicht von ungefähr ist damals die Verbannung, also der Ausstoß aus einer Gemeinschaft, eine noch schwerere Sühne als die Todesstrafe gewesen.“

Nicht ganz dreieinhalb Jahrhunderte vor der Geburt eines Zimmermanns-Sohnes, der seither verehrt wird als Sohn eines Gottes, unehelich gezeugt und unbarmherzig hingerichtet, dreihundertunddreiundvierzig Jahre vor jenem Zeitpunkt, der zur Zäsur der Menschheitsgeschichte werden sollte, geht ein einundvierzigjähriger Gelehrter und Philosoph als Privatlehrer an den Hof eines griechischen Königs, um dessen Sohn und Thronfolger zu unterrichten.

Der Vater: Philipp II. von Makedonien; der Sohn: Alexander, später „Der Große“ genannt; der Lehrer: Aristoteles.

Zwei weitere Daten, aus denen – denke ich – der Einfluß seines Denkens deutlich wird:

Im Jahre 83 v.u.Z., rund drei Jahrzehnte vor Cäsar, läßt der römische Feldherr und Repräsentant der Senatspartei (Optimalen), einer der in den ersten römischen Bürgerkrieg verwickelten Lager, die Werke Aristoteles' nach Rom bringen, wo er im Jahr darauf die Herrschaft seiner Partei wiederherstellt.

Elf Jahrhunderte später, im Jahre 1022, stirbt Notker der Deutsche von St. Gallen, ein Mönch, der unter anderem die Werke Vergils und Aristoteles' ins Althochdeutsche übersetzte.

Der Mensch ist für Aristoteles ein *zoon politikon*, ein geselliges (oder: politisches) Lebewesen. Er bedarf zur Erhaltung und Vervollkommnung des Lebens der Gemeinschaft mit anderen.

Wie schon für seinen Lehrer Platon ist die sittliche Gemeinschaft der Bürger in einem auf Gesetz und Tugend gegründeten guten Staat auch für Aristoteles die höchste und eigentliche Form der Sittlichkeit. Er unterscheidet dabei zwei Arten von Tugend: Die *ethischen* Tugenden bestehen in der Herrschaft der Vernunft über die sinnlichen Triebe; die *dianoetischen* Tugenden bestehen in der Steigerung und Vervollkommnung der Vernunft selbst. Die letzteren sind damit die höheren.

„Daraus ergibt sich“, schrieb Aristoteles in seiner *Politik*, „daß der Staat zu den naturgemäßen Gebilden gehört und daß der Mensch von Natur ein staatenbildendes Lebewesen ist; derjenige, der auf Grund seiner Natur und nicht bloß aus Zufall außerhalb des Staates lebt, ist entweder schlecht oder höher als der Mensch“.

Eben schon habe ich die Grenzen der Jahrtausende überschritten, weitausholend, umfassend. Die monotheistischen Religionen sind, ich sagte es vorhin bereits, ein qualitativer Bruch in der Geschichte des Ichs. Das Christentum nun, im Gegensatz zum räumlich klein gebliebenen Judentum, überschwemmt die Welt.

Der Mensch, der in ihr lebt, wird zum Doppelwesen: von seinem Gott er-

schaffen ist er Schöpfer seiner Umwelt, indem er sie sich bewußt unterwirft. Zuvor hatte er aus ihr gelebt, sich in sie eingepaßt, nun paßt er sie seinen Bedürfnissen an, in Gewißheit seines göttlichen Auftrages.

Demütig tritt der Mensch seinem persönlichen Gott gegenüber, um Rechenschaft abzulegen. Als Geschöpf des göttlichen Willens hat der Mensch die Aufgabe, dem Willen seines Gottes Genüge zu tun, der sich ihm im Buch der Bücher offenbarte.

Die Wirklichkeit wird ihm so als historisch gewachsen bewußt, er lernt, sich aus der Vergangenheit erstanden zu begreifen und auf die Zukunft hin, auf die Erlösung.

So wird er weiter getrennt von der Sippe, zugleich aber mit den Geboten sozialen Handelns zum Teil einer wieder enger zusammenrückenden Gesellschaft. Der Priester hat den Starken unterworfen.

In seiner 1932 erschienenen Geschichte der Philosophie bemerkt Ernst von Aster: „Für die antike Philosophie ist die Seele im Grunde ein Es, ein Unpersönliches, ein Naturfaktor, weshalb es ihr selbstverständlich ist, die Begriffe Seele und organisches Leben in engster Verbindung zu bringen, und der Gedanke der Weltseele, von der die einzelne Seele ein Ableger ist, stets naheliegt, wo von Seele die Rede ist. Der Gedanke, daß die Seele gerade als einsame Seele vor Gott steht und seinen Blick auf sich ruhen fühlt, ist im Grunde nicht antik.“

Die einsame Seele vor Gott ... Man durfte also nun – um Gottes willen, aber auch *nur* deshalb – abgeschieden sein von menschlicher Gemeinschaft.

„Jegliche Partnerschaft“, beschreibt's Schreiber, „blieb auf Gott gerichtet. Er war Subjekt der Liebe des Menschen, so wie der Mensch sein Geschöpf war. Diese gewissermaßen göttliche Einsamkeit galt deshalb auch nicht mehr als gefährlich für die Gemeinschaft, für die Gesellschaft.“

Im vierzehnten Jahrhundert kreißt die Welt. Ein paar Stichworte dazu, damit wir uns wenigstens eine schwache Vorstellung machen können.

In der Zeit von 1348 bis 1350 wurde schätzungsweise ein Drittel der zwischen Island und Indien lebenden Bevölkerung vom Schwarzen Tod, der Pest, hinweggerafft.

Ein Jahrhundert, geprägt von der Seuche, von Krieg, Steuern, Räuberei, Mißwirtschaft, Aufruhr und Kirchenspaltung.

Man muß sich vor Augen führen, was dies *in* den Menschen auslöst, wenn man verstehen will, was vor sich ging.

Hungernde Bauern leben in Hütten neben wohlhabenden Bauern, die in Federbetten schlafen. Kinder werden vernachlässigt und geliebt. Ritter sprechen von Ehre und werden zu Räubern. Mitten im Massensterben und Elend existieren Extravaganz und Luxus. Der Hundertjährige Krieg beginnt zwischen England und Frankreich und zieht ganz Europa in seine Wirren, ist mitverantwortlich für die Spaltung der Kirche, die Existenz zweier Päpste. Letzte Konflikte werden ausgetragen zwischen noch immer lebenden Rudimenten „heidnischer“ Kultur – etwa der Kelten, der Gallier, der Germanen – und dem Christentum, repräsentiert durch Päpste, die sich in ihrem Prunk und ihren Ausschweifungen, ebenso wie in ihren kriegerischen Erfolgen ge-

genseitig zu überbieten suchen. Die Macht des Großen Geldes, gewichtiger als die der Fürsten, ist schon zu Zeiten offensichtlich, in denen der ganz überwiegende Teil der Bevölkerung nicht einmal lesen kann und der König vor jeder seiner Unternehmungen mehr oder minder brutal bei ihr betteln geht.

In keinem anderen Jahrhundert gingen so viele Werte zu Bruch, keines sah so viel Elend wie dieses, das vierzehnte.

Der Starke, vom Priester entmündigt, war verwickelt in Streitigkeiten mit seinesgleichen. Der Priester, nun verdoppelt in der Person infolge der Widersprüche zwischen kirchlichen Lehren und tatsächlichem Leben wie auch aufgrund politischer Intrigen, taugt nicht mehr zur Lehre des Volkes, ist aufgeschwemmt vom Wein und gezeichnet von der Syphilis.

Ich sagte es schon: Die Welt kreißt.

Geboren in diesen Wirren wird das sich seiner Trennung von der Welt schmerzlich bewußte Subjekt. Geburtshelfer ist Petrarca – zwischen 1346 und 1354 schreibt er *De vita solitaria* (Vom einsamen Leben): „Sag mir bei Gott, welches Glück kann größer sein als die Einsamkeit, vor allem zur Zelt der Nacht, zur Zeit der Stille, der Ruhe und der Freiheit auf einem Lager?“

Die Gemeinschaft wird geflohen, doch Ziel ist nicht mehr die Erkenntnis des persönlichen Gottes, sondern die Selbsterkenntnis.

Nicht einmal zwei Jahrhunderte vergehen nun noch, bis sich ein Starker kurzerhand von seinem Priester lossagt. Als der Papst sich weigert, der Scheidung des englischen Königs Heinrich VIII zu-

zustimmen, 1533, löst dieser die englische Kirche von Rom und begründet die Anglikanische Staatskirche.

Mit zunehmender Arbeitsteilung innerhalb der Gemeinschaft werden die einzelnen Tätigkeiten immer mehr typisiert. Die Handlung und ihr objektiver Sinn werden abgelöst von der individuellen Ausführung. Arbeit und Arbeitender sind nicht länger eines. Der Ausführende der Handlung ist austauschbar, der Sinn der Handlung ist feststehend. Identität erlangt der Handelnde nun über die Identifizierung mit dem objektiven Sinn der Handlung.

Aus dem backenden Menschen wird die als Bäcker in die Gemeinschaft eingegliederte, austauschbare Person.

Damit aber zieht die Aufspaltung auch *in* den Menschen. Neben der gesellschaftlichen Identität – jener durch Identifikation mit dem objektiven Sinn der Handlung erlangten – wird immer mächtiger das, was als *eigentliches* Selbst empfunden wird. Ihm Raum zu schaffen, bemüht sich der Mensch konkret seit sechs Jahrhunderten. Scheinbar beiläufig zunächst, machtvoll und emphatisch seit der Großen Französischen Revolution von 1789.

Nun sind die Voraussetzungen gegeben zu wechseln zwischen verschiedenen Wirklichkeiten: jeweils ein Teil des ganzen Selbst wird beiseitegestellt, ein anderer gelebt. Eine Verhaltensweise, die spätestens mit der Industriellen Revolution zum Zwang geworden ist.

Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps.

Da natürlich die Bemerkungen über die Dialektik von Identität und Sozialisation nach wie vor gültig sind,

wird offenbar, daß noch immer gewoben wird am Netzwerk aus Individuum und Gemeinschaft, aus Körper und Geist, aus Anspruch und Widerwillen, aus Wünschen und Fähigkeiten.

Da der Mensch nicht mehr eins sein kann mit sich und der Welt, so will er alles sein, Starker und Priester, Gott und Geschöpf, Einzelner und Herde.

„Seit dem 18. Jahrhundert“, schreibt Philippe Arries in seiner Geschichte der Kindheit, seither „hat man begonnen, sich gegen den unablässigen Kontakt mit der Gesellschaft zur Wehr zu setzen, der zuvor doch die Quelle der Erziehung, des Ansehens und des Vermögens gewesen war ... Überall wird die Intimität des Privatlebens auf Kosten der nachbarlichen oder auch traditionellen Beziehungen befestigt. Die Geschichte unserer Sitten reduziert sich teilweise auf diese langanhaltende Anstrengung, sich von den anderen zu trennen, sich von der Gesellschaft abzusondern, deren Druck man nicht mehr ertragen will.“

Ich will zusammenfassen, was ich an Steinen fand auf den Weg des Individuums zu sich selber:

Wir sahen, daß es im blutsverwandten Stammesverband keine Identitätsprobleme gab, und daß im archaischen Weltbild alle Erscheinungen der Wirklichkeit gleichberechtigt ihren Platz hatten.

Dann kam der Kampf, aus Unterwerfung wurde Ausbeutung, aus dem Verbündeten der Konkurrent, aus der Solidarität sproß Macht empor. Der Starke wurde geboren und der Priester. Aus der Arbeitsteilung wuchs Besitz. An die Stelle der Persönlichkeit trat Tätigkeit.

Wir durchschauten die doppelgesichtige Dialektik von Identität und Sozialisation sowie das Verhältnis von Gruppen-Identität und Religion.

Wir sahen, wie aus Gottes-Gaben Früchte menschlicher Arbeit wurden. Wir hörten von Tod und Verbannung und den Satz des Aristoteles, der Mensch sei von Natur ein staatenbildendes Lebewesen.

Dann zeugte das Christentum das Doppelwesen: den Menschen, das schaffende Geschöpf. Der Priester unterwarf den Starken, der Mensch diente und betete zum persönlichen Gott. Die Welt kreißte und das Subjekt ward geboren.

Der Priester wurde dekadent und der Starke seiner selbst bewußt. Der Schaffende wurde von seinem Werk getrennt und fand sich aufgespalten wieder: zugleich ein gesellschaftliches Wesen wie auch ein privates.

Und nun?

Der Weg zur narzißtischen Götze?

*MATTHIAS WATERMANN**)

Literaturliste

- Arries, Philippe: Geschichte der Kindheit, Hanser Verlag, München 1975
- P.L. Berger/ T. Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, S.Fischer Verlag, Frankfurt/Hain 1970
- M.Buhr / G.Klaus (Hrsg.): Philosophisches Wörterbuch, VEB Bibliographisches Institut, Leipzig 1969
- K.Marx / F.Engels: Deutsche Ideologie, in: Werke, Bd. 3, Dietz Verlag, Berlin 1958
- F.Nietzsche: Also sprach Zarathustra, Insel Verlag, Frankfurt/Main 1979
- O.Rühle: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Neuer Deutscher Verlag, Berlin 1930
- H. Schreiber: Singles - allein leben, besser als zu zweit?, Ullstein Verlag, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1980
- H.J.Störig: Kleine Weltgeschichte der Philosophie, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/Main 1969
- B. W. Tuchman: Der ferne Spiegel, Das dramatische 14. Jahrhundert, Claassen Verlag, Düsseldorf 1980
- M.Watermann: ein schein in kopff und also ein fantasey, in: Umbruch - Hannoversche Monatszeitschrift Nr. 6/7 1981
- ders.: Vom Blut der Gefallenen und den Wein der Sieger, in: Schwarzer Faden - Anarchistische Vierteljahresschrift, Reutlingen 1981 (4)
- ders.: Anmerkungen zu Jules Michelet's Buch "Die Hexe", In: Freigeistige Aktion - (Zeitschrift) Für Geistesfreiheit und Humanismus, Hannover 1980 (4)

*) mündl. Referat im WS 1981/82 in einem Soziologie Seminar „Gesell. Veränderung und Identität“